

# **Badische Landesbibliothek Karlsruhe**

## **Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe**

Eine Fahrt zur Droste. Von Gaudentius Koch

[urn:nbn:de:bsz:31-338927](https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:bsz:31-338927)



# Eine Fahrt zur Droste

Von Gaudentius Koch

Als wir an einem Oktobertage vor bald zehn Jahren mit der „Konstanz“ von Friedrichshafen gen Meersburg abfuhren, empfand ich eine Fröhlichkeit im Gemüt, daß ich beinahe über die Schiffsbrüstung hinausgeschungen hätte. Drüben sah man die zwei Kuppeltürme der Buchhorner Schloßkirche samt ihren Parkbäumen verschwinden; in mir aber klang alles, was ich je Schönes von Annette Droste-Hülshoff, dieser Tochter der Roten Erde, gelesen, wie zu einem Preislied zusammen auf Deutschlands größte Dichterin.

Allmählich tauchte Meersburg auf, zuerst das Seminargebäude auf der Höh, anschließend die langgestreckten Flügel des ehemaligen Bischofsschlosses, endlich das Städtchen selber: die Abhänge überall mit Wein bewachsen. Es bleibt idyllisch, wie sich diese echt deutschen Spitzdächer sanft emporschmiegen an die Kirche mit ihrem Sattelturm und die uralte Dagobertsburg, dem einstigen Heim unserer Dichterin, mit ihrem treppengiebligen Bergfried und den weithin leuchtenden Zinnen.

Von den Hügeln knallten in heiterer Regelmäßigkeit die Freudenschüsse der Winzer; denn tags zuvor hatte die Weinlese begonnen. Schon fuhr ein Dohsengefährte einher mit drei Rufen voll weißer Trauben. Kinder folgten ihm, um beim Abladen sämtlich ihre Hände auszustrecken. Da und dort harrten andre Wagen der zweiten und dritten Ausfahrt. Und wieder das Knallen der Pistolen aus den Rebbergen.

So stieg ich den Burgweg hinan. Zu beiden Seiten erhob sich Fachwerk, durchwegs klug erneuert und bemalt, an den Wänden die bereits gerötete Jungfernerbe.

Auf der halben Strecke zur Oberstadt biegt ein Weglein rechts zum Burgeinlaß. Man gelangt über eine Holzbrücke ans Tor und läutet an. Von links heraus winken aus der Tiefe die steilen Dächer und weithin der See. Als ich dem Wärtel die Taxe der halben Mark entrichten wollte, meinte er: „Sie werde 's Geld wohl selber brauchen.“ „Immerhin“, entgegnete ich und sprach meinen Dank.

Man betritt den äußeren Hof, wo zur Rechten das bunteste Blumenbeet prangt, und gleich durchmiszt man einen tiefen Durchgang, um den inneren Hof zu erreichen.

Wir gelangen in das Heiligtum, wonach wir seit langem uns gesehnt. Es ist die Wohnung unserer Klassikerin, ganz im damaligen Zustand, so daß man die Stimmung so mancher ihrer Schöpfungen nachzuempfinden vermag. Alles redet von ihr, ihrer Umgebung und ihren Werken. Da lächelt zunächst Laßbergs, des Hausbesizers Büste in Samtkappe und wallendem Bart. Und wieder ein Kupferstich von Annettes greisem Schwager. Es ist ein bedeutender Kopf und erheischt ohne weiteres Ehrfurcht.

Josef Freiherr von Laßberg war geboren am 10. April 1770 als Sohn des Obersägermeisters beim Fürsten von Fürstenberg in Donauesschingen. Seine humanistische Bildung genoß er im Zisterzienserkloster Salmansweiler und am Gymnasium von Donauesschingen; die akademischen Studien vollendete er zu Straßburg und Freiburg. In Waldkunde und Forstkultur brachte er es zur Meisterschaft; doch neben seinem Berufsfach betrieb er Germanistik. Im Jahre 1805 überließ ihm die verwitwete Fürstin Elisabeth, geborene Thurn und Taxis, sozusagen ganz die Regierungsgeschäfte. Durch Napoleons Machtspruch waren die Fürstenberg der Landeshoheit entsetzt und das Land ihr Privatgut geworden.

Im Jahre 1817 schied Laßberg aus dem Dienste des Hauses Fürstenberg und zog sich auf sein Schloß Eppishausen im Thurgau zurück, das er Anno 1812 gekauft hatte. Im Jahre 1814 hatte er Fürstin Elisabeth von Fürstenberg geheiratet, die jedoch schon 1822 starb. Im Dezember 1834 heiratete er Jenny von Droste-Hülshoff, der Dichterin Schwester. Dies wurde die Veranlassung, daß Annette Hülshoff nach Eppishausen in die Schweiz kam und dort ein Jahr den Aufenthalt genoß. Laßberg mußte zunächst der Wirtschaft leben, der Sennerei, der Waldpflege und dem Weinbau; doch fand er genügend Zeit, seinen literarischen Studien obzuliegen und verschollene Werke neu herauszugeben. „Man muß alles zusammennehmen“, schreibt Othmar Scheinwiller, „die ganze Breite seines Daseins, das sich zwischen edelm Weidwerk, zwischen tragischen Liebeschicksalen und milder Erfüllung häuslichen Behagens, zwischen sammelnder und forschender Tätigkeit teilte und die Lieblingsstudien aus unscheinbaren Anfängen kräftig erblühen sah — man muß diese ganze reiche, in ihrer Unabhängigkeit und Gesundheit beneidenswerte Existenz im Auge haben, um die Worte an Uhland zu würdigen, mit denen er zwei Jahre vor seinem Tode auf sein Leben zurückblickt: „Es ist mir gut gegangen im Leben, Gott sei Lob und Dank. Ich habe Freunde gefunden, habe geliebt und bin geliebt worden, schön war mein Leben bis in mein hohes Alter. Morgen über acht Tage begehe ich den vierundachtzigsten Geburtstag; kommt und helft mir meinen Eiferwein vollends austrinken.“ Dann schließt er: „Wenn ihr nun, ihr lieben Freunde, über eine Weile hört: Den alten Jäger haben sie auch begraben, so sagt: Wohl ihm, er war ein treues schwäbisches Herz, er liebte uns und das alte deutsche Vaterland“<sup>1</sup>.

Dem Aufenthalt der Droste in Eppishausen verdanken wir — nach Scheinwiller — Annettes Sämtlichslieder, die Gesänge an die Elemente, die zwei Gedichte vom Weiher und das Poem über Schloß Berg. Auch des alten Pfarrers Woche





ist allda entstanden. Doch von ganz besonderem Wert bleibt der Sprachmeisterin Schilderung vom Alpenglühen der Appenzeller Berge. In ihrem Brief an Schlüter, ihren Freund zu Münster, begonnen am 22. Oktober und geschlossen am 19. November 1835, schreibt sie unterm 9. November: „Dort sah ich zuerst das Alpenglühen, nämlich dieses Brennen in dunkelm Rosenrot beim Sonnenauf- und -untergange, was sie glühendem Eisen gleichmacht... und nur bei der selten zutreffenden Vereinigung gewisser Wolkenlagen und Beschaffenheit der Luft stattfindet. Eine dunkellagernde Wolkenmasse, in der sich die Sonnenstrahlen brechen, gehört allemal mit dazu, aber noch sonst vieles. Nun hören Sie, ich sah, daß eine tüchtige Regenbat im Nordwest stand, und behielt desto unverrückter meine lieben Alpen im Auge, die noch zum Greifen hell vor mir lagen. Die Sonne, zum Untergang bereit, stand dem Gewölk nah und gab eine seltsam gebrochene, aber reizende Beleuchtung. Ich sah nach den Bergen, die recht hell glänzten, aber weiß wie gewöhnlich, als wenn die Sonne sonst auf den Schnee scheint — hatte kein Arg aus einer allmählich lebhafteren, gelblichen, dann rötlichen Färbung, bis sie mit einem Male anfing, sich zu steigern, rosenrot, dunkelrot, blaurot, immer schneller, immer tiefer, ich war außer mir, ich hätte in die Knie sinken mögen, ich war allein und mochte niemand rufen aus Furcht, etwas zu veräumen. Nun zogen die Wolken an das Gebirge, die feurigen Inseln schwammen in einem schwarzen Meere, jetzt stieg das Gewölk, alles ward finster. Ich machte mein Fenster zu, steckte den Kopf in die Sopapolster und mochte vorläufig nichts anderes sehen noch hören“.

Wir wandern weiter im Gemach der Droste. Es folgen die Bildnisse ihrer Schwester Jenny, ihrer übrigen Verwandten, Söhner und Freunde. Wenn man durchs Fenster zur Rechten blickt, baut sich mächtig die Terrassenmauer auf, mit Zinnen gekrönt, von roter Rebe überhangen, und aus dem blauen Himmel grüßt der treppengieblige Bergfried. Am traulichsten winkt das Erkerfenster gen Südwesten, mit seinem Blick auf den See, das Schweizer Gelände und die Alpsteinkette. Alles noch wie einst, und man steht ergriffen.

Hier also hat sich Annette in Laßbergs Familie seit dem Jahre 1843, freilich mit Unterbrechungen, immer wieder aufgehalten, hier ihre Tage beschlossen. Hier haben Geschichte und Sage, Natur und Volksleben ihr die Melodien zugeräuselt, woraus sie ihre unsterblichen Lieder geschaffen.

Und um es gleich anzufügen, hier hat die Droste auch den See nicht nur bei friedlichem Mondaufgang, sondern auch in seinem wildesten Aufruhr beschrieben. Ich kann es mir nicht versagen, die Stelle aus dem Brief an Elise Rüdiger vom 18. November 1843 hierher zu setzen.

„Einen Sturm habe ich erlebt, oh, einen Großpapa aller Stürme, und habe Gott gedankt, daß ich ihn allein überstehen mußte. Es war in der zweiten Woche nach Ihrer Abreise, ich hatte einen langen Spaziergang über Haltenau hinaus gemacht und mich eben zum Rückwege gewendet, als ein wahres Teufelswetter losbrach, ohne Regen, nur Sturm, aber um die Berge zu versehen. Bei jedem Ruck faßte er mein dickes, wattiertes Kleid und wollte mich über die Mauer reißen, so daß ich gleich bergan und in die Neben flüchten mußte, wo ich mich kümmer-



lich an den Pfählen fortarbe'tete bis Haltenau und dort wie ein verunglückter Luftballon ins Haus mehr plumpste als flatterte, nämlich mit halbem Überstürzen, was sich wahrscheinlich eher mitleidenswerth als graziös mag ausgenommen haben. Die dicke Rebfrau konnte auch mit ihrem 'B'hüt is Gott, b'hüt is Gott' gar nicht aufhören und meinte, sie würde jetzt um fünf Gulden nicht über die Mauer nach Weersburg gehen. Was half das alles, ich mußte doch nach Hause, obwohl das Wüten draußen mit jeder Minute ärger wurde.

So ging ich wieder los und versuchte als letzten Ausweg mich gleich den Berg hinaufzudrängen, wo ich, schlimmstenfalls, doch nur bis in die nächsten Rebspfähle geschleudert werden konnte. Freilich, wenns mit hoher Gewalt geschah, immer gefährlich genug, zudem hätte ich, wie Sie wissen, Klippenwände überschreiten mü'ssen. Vielleicht wars gut, daß der Versuch mißlang, es war keine Möglichkeit, bei jedem Schritt höher konnte mich der Wind derber packen, ich mußte mehr kriechen als gehen, und bei jedem Ruck niederhocken, um nicht weggerissen zu werden, also wieder bergab, doch blieb ich zwischen den Reben, etwa dreißig Fuß über dem Mauerwege, es war eine greuliche Arbeit, ich habe über eine Stunde gebraucht.

Die meiste Zeit saß ich in einem Klümpchen dicht zusammen und wartete die Pausen der Stöße ab, um mich dann zehn oder zwölf Schritte voranzumachen. Was wir zusammen erlebt haben, kann Ihnen nicht einmal einen schwachen Begriff davon geben; aber der See war unbeschreiblich schön, so durchsichtig und in allen Farben wechselnd, wie ich davor keine Ahnung gehabt. — Die Sonne warf durch Wolkenlücken ein prächtiges falsches Licht darauf, und man wurde fast geblendet durch das Blitzen der Springquellen, die unter mir wie eine endlose Reihe Spritzbrunnen aufstiegen und zwar nicht, wie wir es kennen, nur diesseits der Mauer, sondern wenigstens vierzig Fuß höher, weit über mir und meinen Rebstöcken niederplatzten, so daß ich nach ein paar Minuten keinen trockenen Faden mehr am Leibe hatte und mein Rock sich in einen gefüllten Schwamm verwandelte, der mich niederzog wie Blei.

Noch einmal hatte ich einen schweren Stand, die Stiegen hinauf, wo der Wind wieder alle Macht hatte und besonders auf der langen, schmalen Brücke über den Mühlrädern, wo ich einmal keinen andern Rat wußte, als mich platt hinzuwerfen und doch wohl herabgeweht wäre, wenn nicht der Müller, der auch gerade genötigt war, die Brücke zu nehmen, mich am Boden festgehalten und dann auch die letzte Stiege hinaufgeleitet hätte.

Als ich ins Schloß kam, schnatternd und einen nassen Streifen hinter mir lassend, wie ein geschwemmter Hund, ward ich empfangen wie ein verunglücktes Tier. Es mißlang mir, in mein Zimmer zu schlüpfen. Laßberg stand zufällig im oberen Flur und erhob ein solches

Geschrei: Am Gotteswillen, wo kommen Sie her? Was haben Sie gemacht? Was denken Sie auch?, daß ich gleich auf eine sehr unerwünschte Weise in die Familie geriet. Mama war anfangs wirklich böse, glaubte mir aber sogleich, daß ich bei ganz leidlichem, spazierfähigem Wetter ausgegangen sei. Laßberg konnte ich mich nicht begreiflich machen, er war tauber wie gewöhnlich, und ich habe ihn mitten in seinen Auslassungen über meine Unvernunft müssen stehen lassen, denn mich frox erbärmlich. Jenny sagte nichts, aber sie bestellte sogleich einen heißen Krug und Tee, nahm mich dann beim Arm und brachte mich in meinem Zimmer zu Bette. Meinen dicken Rock habe ich acht Tage nicht anziehen können, so lange hat er auf dem Boden trocknen müssen..."

Noch im Jahre 1843 kaufte die Westfälin, um doch einen Eigenbesitz zu haben, das Fürstenthäuschen oberhalb der Stadt. Diesem galt mein zweiter Gang. Man steigt zum Marktplatz und durchschreitet das obere Thor mit seiner Stufenkrönung. Auf der Landstraße wendet man sich rechts, bis auf einmal zur Linken ein steiler Pfad emporführt zu einem Gartengitter.

Beim Aufstieg gewahrt man über der Straßenmauer nur Maispflanzung, die Blätter meist abgedorrt, doch bald wird das Bild poetischer, denn schon beginnt Annettens üppiger Rebgarten. Jetzt winkt das vielbesuchte Häuschen herab. Sozusagen ergreifend ist es, mit welchem Feingefühl die damaligen Bürger und Bauern von hier dem adeligen Fräulein freie Hand gelassen haben zum Ankauf dieses Gutes.

Hierüber meldet die Käuferin an ihre Freundin Sophie von Harthausen:

„Diese niedliche Miniaturbesitzung, die ihre Herren weit weg in Freiburg hatte, war jedermanns Augenmerk, und als sie zum Verkauf kam, strömten alle Honoratioren zu. Ich ging auch hin, warum weiß ich kaum, ich dachte wohl, es wäre hübsch, wenn ich es kaufen könnte, um es einstens, da es doch an Jennys Gärtlein stößt, ihren Kindern zu hinterlassen, aber es fiel mir nicht ein, daß ich es könnte.

Sowie ich hereinkam, fragte mich einer der Honoratioren: Wollen Sie mitbieten? Ich sagte: Vielleicht, je nachdem es fällt. Worauf gleich mehrere der Herren fortgingen, auch etliche der Bauern, die andern blieben ruhig sitzen und boten nicht, außer einem Bauer, der auch bald stillschwieg, als ich ganz schüchtern anfang, gegen ihn zu bieten, und so wurde mir schon nach ein paar Minuten die ganze Geschichte für vierhundert Taler zugeschlagen. Was sagst Du dazu? Alle behaupten, ich hätte lächerlich wohlfeil gekauft, die Reben allein kosteten hier in schlechter Lage so viel, in guter wenigstens das doppelte, und das Haus hätte ich ganz umsonst. Der Verkauf ist zwar noch nicht bestätigt, aber meine Leute sagen, das werde nicht ausbleiben, da die Besitzer dieser Kleinigkeit zugleich ganz große, anstoßende Strecken mit haben versteigern lassen, die sämtlich hoch aufgetrieben sind, daß dieser kleine Schaden gegen





Meersburg am Bodensee

den großen Gewinn nicht in Betracht kommt und sie gewiß deshalb die Gant nicht umstoßen werden. Das Geld dazu bekomme ich jedenfalls für die erste Ausgabe meiner Gedichte: gibt mirs Cotta nicht, so haben mir schon andere höher geboten. Ich habe recht Freude an dem Kauf."

Annette hatte Grund dazu, „denn die Aussicht ist fast zu schön“, schreibt sie am 18. November 1843 an ihre Freundin Elise Müdiger, „d. h. mir zu belebt, was die Nah-, und zu schrankenlos, was die Fernsicht betrifft. Es ist der höchste Punkt dieser Umgebungen. Gleich am Fuße des Hügels zwei sich kreuzende Landstraßen, tiefer Stadt und Schloß Meersburg, die hier ganz niedrig zu liegen scheinen: als nächste Punkte darin (etwa tausend Schritte entfernt) und sich günstig darbietend, rechts das alte Schloß, links das Seminar, von wo nachmittags der Chorgefang so deutlich aufsteigt, daß keine Note verloren geht; tief unten der See mit seiner ganzen Rundschau, die Insel Mainau, Konstanz, Münsterlingen, das Thurgau, St. Gallen, auf der einen Seite nur durch die Alpen beschränkt (von denen ich hier noch die ganze Vorarlberger Kette als Zugabe genieße), von der andern durch die Regel des Hegaus. Es ist eigentlich schön und die Meersburger halten dies Fürstenhäuschen (auch der Hinderberg genannt) für eine Perle. Mir wird es eher zu viel, denn wie ich von droben die ganze Gegend überblicken, ja beherrschen kann, jeden Bürger, der auf die Gasse oder auch nur ans Fenster, jeden Bauern, der in seinen Hofraum tritt, so komme ich mir vor wie der Student von Salamanka, dem der hintende Teufel die Hausdächer abgehoben hat, und mir ist beinahe sündlich zumute. Vom Häuschen bis zur Landstraße hinunter führt eine Steintreppe mitten durch die Reben, die ich zum Laubengange

machen und auf der Hälfte, mittels zweier Ausbiegungen, mit ein paar niedlichen versteckten Ruhbänken versehen will. Unten ist die Treppe schon durch ein Gartenspörtchen verschlossen ..."

Seit der Dichterin Tod ist dieses Heim schon von tausenden besucht worden. Auch ich hatte ja oft von dieser Beschäftigung geträumt. Der jetzigen Besitzerin ist es gelungen, die verschiedensten Andenken aus der Drosste Nachlaß hier zu vereinigen. Da schauen wir die Dichterin im Alter von siebzehn Lenzen, weiter mit achtzehn Jahren. Mit zweiunddreißig Sommern hält sie ein Pastellbild fest: sie steht in ihrer Vollherrlichkeit, das Haupt von den dichten Locken umrahmt. Und wieder treffen wir sie in den Vierziger-, in den Fünfzigerjahren, und immer gewährt sie den nämlichen zauberartigen Eindruck. Andere Bilder entrollen die Heimat der Nordländerin, die westfälische Heide. Die Büste der seltsamen Frau bekundet einen wehen Zug.

Lange stand ich vor dem Marmorbild in Betrachtung. Ich sann darüber nach, wie es gekommen wäre, freilich unter andern Voraussetzungen, wenn Annette Hülschhoff und Levin Schücking sich zum Lebensbunde zu finden vermocht hätten. Kaum waren in der Geschichte zwei Wesen so aufeinander gestimmt wie diese beiden Seelen. Beides Aristokraten aus vollem Bewußtsein, die dichterische Begabung bei beiden vorhanden, im Denken und Fühlen beide aufs innigste verwandt, ja in allen Ansichten sozusagen übereinstimmend, in Hinsicht auf kirchliche Gesinnung vielleicht etwas abweichend, doch sonst aufs wunderbarste miteinander geeint. Daß Annette, ohne sich dessen bewußt zu werden, die tiefste Neigung zu Levin schöpfen mußte, ist uns nach alldem begreiflich, doch ebenso sicher bleibt, daß diese starke Frau, wäre es von einer Seite zu einer Werbung gekommen, als erste die Hand erhoben hätte: Rühr



mich nicht an, ich muß einsam bleiben. Levin war siebzehn Jahre jünger, da konnte und wollte sie seinem Glück nicht im Wege stehen.

Eines dagegen muß festgehalten werden, Annette kannte ein Bedürfnis nach Liebe, und in ihr hatte das Weib eine Prägung gefunden, wie wir es nicht inniger und zarter zu denken vermögen. Detlev von Liliencron sagt von ihr: „Annette von Droste, o du mächtiges, lebensstarkes Weib, stündest du vor mir, fiel ich aufs Knie, küßte, überströmend, dir die Hände und dankte dir für dein großes, edles, gütiges, liebeschweres, geheimnisvolles Herz...“<sup>4</sup>

Im Herbst 1841 ließ der Freiherr von Laßberg auf der Droste Empfehlung zur Ordnung seiner Bücherei, vor allem der provenzalischen Handschriften, Levin Schücking nach Meersburg kommen, und zugleich gedachte er, „Annette eine Freude zu machen“. In der Tat wirkte Levins Einfluß auf die Dichterin so anregend, daß sie in seiner Gegenwart die fruchtbarste Zeit hatte für ihre Poesie. Verstand doch niemand Annette so wie Levin, und hätte niemand auf seine Gedanken so eingehen können, wie die Droste.

Auch hatte ihm die Klassikerin neben der emsigen Besorgtheit um sein Lebensglück literarische Hilfe geleistet. In seinen Erinnerungen bekennt er: „Im Winter 1840 auf 1841 galt es, möglich schnell das Buch über Westfalen herzustellen: diese Aufgabe hätte ich nicht lösen können ohne Annetens Anteilnahme. Das Land nach allen Richtungen hin zu durchziehen, um unbekannte Striche aus eigener Anschauung kennenzulernen, dazu war nicht die Zeit gelassen, auch begann der Winter es unmöglich zu machen. Hier half nun Annette. Sie kannte von früheren Aufenthalten auf Gütern der Verwandten jene Punkte, und so schrieb sie mit ihrer kleinen, oft mikroskopisch feinen Hand ganze Blättchen dazu, die in der Abschrift zu Bogen wurden. Dann gab sie den Sagen und historischen Stoffen, die sich hiefür zu eignen schienen, mit ihrer unvergleichlichen Schaffensleichtigkeit die poetische Form, in der diese Bearbeitungen später unter ihren Gedichten erschienen sind. Und so kann man das Buch entstanden nennen aus einer Zusammenarbeit von Freiligrath, dem freilich nur die erste Lieferung angehört, Annette von Droste und mir. — Diese werktätige Unterstützung Annetens setzte sich für meine nächsten Arbeiten fort.“

Und als ich dann einen Roman zu schreiben anfang, der unter dem Stichwort: Eine dunkle Tat (Leipzig 1846) erschienen ist, fügte sie ihm die reizende Schilderung eines Stiftsfraüleins in ihrem alten Curiengebäude ein, die etwa von Seite 63 bis 100 dieses Buches reicht. Ihr Gedicht: Meister Gerhard, ein Rotturmo, entstand dann, um als Beisteuer zu jener Romantil zu dienen, die mir die Idee der Vollendung des Kölner Domes entlockte...“<sup>5</sup>

Doch, was war Levins Segendienst? Levin war es, der der Droste das dichterische Selbstbewußtsein stärkte und erhielt und sie damit unaufhörlich antrieb und hob. Als Beleg setze

ich Schückings Brief an Annette aus dem Frühjahr 1841 her... „Vor Ihren Balladen hab ich innerlich so viel Respekt — denken Sie, auf Ihre Verheißung von mehreren (Gedichten) noch, hab ich, um desto mehr Raum dafür zu bekommen, auf der Stelle ein eigenes langes Gedicht mit großartig kräftigen Jügen im Manuskripte durchgestrichen. Sind Sie nun wieder zufrieden, mein Mütterchen? Mehr kann ein Poet des neunzehnten Jahrhunderts doch nicht tun, und ich weiß auch nicht, ob ich dies über mich vermocht hätte, hätte Tieck oder Lenau sich erboten, den Raum zu füllen. Sehen Sie, Mütterchen, das kommt daher: ich habe Sie zwar so lieb, daß ich leichter als andre Menschen geneigt bin, Ihre Gedichte schlecht zu finden — gerade weil ich meine, was Sie machten, müßte immer gleich ein Wunder von Fürtrefflichkeit sein. Aber trotzdem glaube ich, daß unter unsern Zeitgenossen niemand mehr ist, der eigentlich klassisch schreiben kann, Sie allein ausgenommen. Ich weiß Ihnen nicht ganz auszudrücken, wie ich das fühle. Bei allen Dichtern unsrer Zeit fühle ich ein Dilettantenhafes, hier und da ein Mattes, Gemachtes, Freiligrath und Lenau nicht ausgenommen. Das ist nie bei Ihren Sachen der Fall — was Sie schreiben, gehört in das Ganze, wie jede einzelne Jade in einen Dom. Der Dom ist auch nicht aus der Erde gewachsen, sondern von Menschenhänden aufgeführt, aber er ist doch ein Ganzes, Organisches, das außer dem Bereich aller Willkür liegt, so daß keineswegs vielleicht da und dort ein Stein hätte anders gelegt werden können...“<sup>6</sup>

So verstehen wir Annetens Geständnis an Levin vom 10. Oktober 1841: „... Unser Zusammenleben in Räschaus war die poetischste und das in Meersburg gewiß die heimischste und herzlichste Zeit unseres beiderseitigen Lebens, und die Welt kommt mir seitdem gewaltig nüchtern vor.“ Wir würdigen der Droste Verlangen aus Meersburg vom 4. Mai 1842 an ihren Mentor. „Schreib mir nur oft, mein Talent steigt und stirbt mit Deiner Liebe; was ich werde, werde ich durch Dich und um Deinetwillen: sonst wäre es mir viel lieber und bequemer, mir innerlich allein etwas vorzudichten. Sobald ich diesen Brief geschlossen, gehts con furore ans Werk... Mich dünkt, könnte ich Dich aller Tage nur zwei Minuten sehn, — o Gott, nur einen Augenblick — dann würde ich jetzt singen, daß die Lachse aus dem Bodensee spränaen und die Röhren sich mir auf die Schultern setzten...“<sup>7</sup>

Und endlich ahnen wir in etwa der Dichterin Schmerz in der Seeburg über eines solchen Sönnners Verlust: „... Ob ich mich freuen, nach Haus zu kommen? Nein, Levin, nein. Was mir diese Umgebungen vor sechs Wochen noch so traurig gemacht, das macht sie mir jetzt so lieb, daß ich mich nur mit schwerem Herzen von ihnen trennen kann. Hör, Rind, ich gehe jeden Tag den Weg nach Haltenau, setze mich auf die erste Treppe, wo ich Dich zu erwarten pflegte,



und sehe, ohne Fernglas, nach dem Wege bei Vogels Garten hinüber. Kommt dann jemand, was jeden Tag ein paarmal geschieht, so kann ich mir, bei meiner Blindheit, lange einbilden, Du wärst es, und Du glaubst nicht, wieviel mir das ist. Auch Dein Zimmer habe ich hier, wo ich mich stundenlang in Deinen Sessel setzen kann, ohne daß mich jemand stört — und den Weg zum Turm, den ich so oft abends gegangen bin — und mein eigenes Zimmer mit dem Kanapee und Stuhl am Ofen — ach Gott, überall — kurz, es wird mir sehr schwer, von hier zu gehen, obendrein noch zweihundert Stunden weiter, als wir jetzt schon getrennt sind. Solltest Du es wohl recht wissen, wie lieb ich Dich habe? Ich glaube kaum...

So bleibt es ein tragisches Los, daß zwischen diesen beiden ein solcher Altersunterschied obwalten mußte. Fast möchte man die Sternenuhr eines Irrtums zeihen oder den Engeln gram werden, daß sie nicht durch eine kleine, leicht verzeihliche Umstellung in den Schicksalsbüchern der Menschheit die Ziffern um ein wenig verschoben. Es mag nun von Bedeutung sein, auf der Westfälin Drang und Trieb nach Liebe näher einzugehen.

Othmar Scheiwiller zeichnet ihren Charakter so: „Ihr Wesen zehrte und näherte sich in seinem geheimsten Grundquell, noch mehr denn von der Natur, von den Leuten. Dies lag im hervorstechenden Zug ihrer ausgesprochenen Menschenzuneigung, ihrer überquellenden Güte. Wenn sie ihre jugendliche Freundin Elise Rüdiger mit den Worten zeichnet: Elises Liebe strömt von ihr aus, ihr Herz ist keine Seheilkammer, kein verborgen siedender Vulkan, sondern eine stille, lebendige Herdflamme, die ihre Wärme gern denen zukommen läßt, die ihr wirklich nahesteht, und selbst am meisten beglückt wird — hätte sie ihr eigenes Wesen gründlicher verraten können? Ihrer Güte war es ein unabweisbares Bedürfnis, Menschen zu haben, auf die sie den ganzen Reichtum ihrer Seele ergoß, und wenn es keine Menschen gegeben hätte, sie hätte sie schaffen müssen, um ihre ureigenste Lebensbedingung nicht verkümmern zu lassen. Dem wunderbar mütterlichen Zug ihres Frauengemütes war es unmöglich, sich selbstgenügsam zu verschließen; es konnte erst leben und sich auswirken in den Sonnenstrahlen, mit denen es leuchtend und warm ein geliebtes Wesen umfing. Wie hat sie es selber empfunden und ausgesprochen, wenn sie das Stiftsfräulein in Schüdings Roman, Eine dunkle Tat, zu seinem jungen Schülking sagen läßt: Ich will wie eine Verwandte für Sie sorgen, will Sie wie einen Bruder lieb haben; ich muß jemand haben, der mein ist und dem ich wie einem geduldigen Kamele alles aufpacken kann, was an Liebe und Wärme, an Drang zu pflegen und zu gehen, zu beschützen und zu leiten in mir übersprudelt.“

Doch auch Sattenliebe und Mutterfreuden finden bei unserer Edelseele das wärmste Verständnis. Dem bejahrten Laßberg hatte ihre



Eingangstor des alten Schlosses in Meersburg, des Sterbehäuses der Annette von Droste-Hülshoff

Schwester Jenny gleich Zwillingmädchen gebracht. Von Münster flog darauf kein Brief nach Eppishausen, worin sich nicht die Schwägerin nach dem Rötelchen und dem Blauchen, wie sie die Kinder nannte, erkundigt hätte. „Ich werde keinen Morgen wach“, schreibt sie unterm 24. Jänner 1837 von Bonn ins thurgauische Schloß, „ohne an Euch, Ihr Lieben, zu denken. Allemal fällt es mir ein, daß Mama mir zuweilen Rötelchen ins Bett brachte und wie es zuerst so niedlich artig war und nachher so niedlich unartig, sein Köpchen hin und her schob und mit seinen Spazensfingerchen mich in die Nase kniff. Du mußt mir durchaus mal ordentlich von Deinen Kindern schreiben, sie liegen mir so in Gedanken.“ Und nochmals kommt sie darauf zurück: „Ganz viel mußt Du mir erzählen von den Kindern, von allen beiden, ich will gar keinen Unterschied machen. Ich denke immer, ob sie denn noch keine Lust haben, ein Zähnechen zu bekommen. Das dauert doch lange. Wie nehmen sich jetzt die Härchen aus, nun sie länger werden? Sie sind keine Füchse, nicht wahr? Kann Rötel schon kriechen? Und muß es noch immer die mindeste sein? Aber wartet nur bis ich komme, da werde ich sie schon nehmen, wenn ihr andern auch alle geschlossen über die dicke Blaue herfällt... Adieu, Jenny, tausend Liebes an Laßberg und alle, die meiner noch gedenken...“

Endlich finden wir in der Droste späteren Jahren das Beispiel einer Freundesliebe an ihr, wie es nicht trauter erdacht werden könnte. Es ist ihr Verhältnis zu Fräulein Philippa Pearsfall, der Tochter von Robert Lutas Pearsfall zu Wartensee bei Norschach. Wie sie für die Freundin empfand, geht aus dem Brief an diese hervor, den sie ihr zukommen ließ statt eines Besuchs: Annette bedauert, daß sie nicht nach



Wartensee zu reifen imstande gewesen: „Es tut mir recht im Herzen weh, meine Philippa, denn ich fürchte immer, Sie verlassen Wartensee, und ich werde im nächsten Jahr nur leere Wände finden oder, was noch schlimmer ist, fremde Gesichter, denen ich es gar nicht gönne, an einem Ort zu sein, der mir durch Sie lieb geworden ist. Werden Sie meiner auch immer gedenken, Philippa, auch wenn wir auf längere Zeit getrennt würden? Ich weiß, daß ich Sie nie vergessen, Ihnen immer schreiben, und wann Sie mir nicht gar zu weit von meinem Wege verschlagen werden (etwa nach Wien, London usw.), Sie auch immer auffuchen und ein paar Tagereisen nicht achten werde. Ihre Liebe ist mir ein frischer, wohlthätiger Strahl in meinem Leben, bewahren Sie sie mir so getreulich, wie ich Ihnen die meinige bewahren werde, so kann es nicht fehlen, daß ein fester Wille von beiden Seiten uns auch wieder zusammenführt...“

Und dann das Denkmal dieser Beziehung im Gedicht, wo die Freundin auf der Spitze ihrer Meersburg Aussicht hält, ob nicht ein Boot ihre Philippa hertrage vom schweizerischen Ufer.

Im Osten quillt das junge Licht,  
Sein goldner Duft spielt auf den Wellen:  
Und wie ein zartes Traumgesicht  
Sieh ich ein fernes Segel schwellen.  
O könnte ich der Möve gleich  
Umkreisen es in luftigen Ringen;  
O wäre mein der Lüfte Reich,  
Mein junge, lebensfrohe Schwingen.

Um dich, Philippa, spielt das Licht,  
Dich hat der Morgenhauch umgeben;  
Du bist ein liebes Traumgesicht  
Am Horizont vor meinem Leben.  
Sieh deine Flagge ich so fern  
Und träumerisch von Luft umflossen,  
Vergessen möcht ich dann so gern,  
Daß sich mein Horizont geschlossen.

Vergessen, daß mein Abend kam,  
Mein Licht verzittert Funk an Funken,  
Daß Zeit mir längst die Flagge nahm  
Und meine Segel längst gesunken.  
Doch können sie nicht jugendlich  
Und frisch sich neben deinen breiten:  
Philippa, lieben kann ich dich  
Und segnend deine Fahrt geleiten<sup>10</sup>.

So hat der Meister dieser Marmorbüste seine Heldin richtig verstanden, indem er ihr den Zug der Trauer ins Antlitz geprägt. Und wir verabschieden uns im Museum bei allem Mitgefühl mit Genugtuung von der Klassikerin Steinbild. Alljährlich bekommt es von Münster einen frischen Kranz von Heidekraut.

Das wertvollste hier sind Annettens Handschriften, so eine vom Geistlichen Jahr, dann die Sängerslieder in erster Fassung. Das Gedicht vom Herbst ist durch die verbessernde Hand schwer durchgeschrieben. Hier lernen wir auch das Wappen der Hülshoff kennen, den geflügelten

Fisch mit dem Wahlspruch: „E captura appeto coelestia“, aus dem Kerker streb ich dem Himmlichen zu: durch Nacht zum Licht.

Unterdessen war die Freifrau Marie Drost-Hülshoff erschienen und wußte mir wertvolle Einzelheiten mitzuteilen über das Häuschen. Wir traten auf die Laube hinaus, die ganz von Neben umspinnen ist und den Blick auf Annettens Gärten offenläßt. Im übrigen ist alles ringsum mit Wein bepflanzt: die Blätter bereits in Braun und Rot und Lila und Goldfarbe. Wir wandten uns wieder nach Südost. Die Aussicht von dieser Stelle auf Kirche und Burg und See bleibt fesselnd. Man muß gestehen, daß die Alten zur Wahl ihrer Luftpfläschen ein geübtes Auge ihr eigen genannt haben.

Das Fürstenhäuschen wurde erbaut von dem Konstanzer Domherrn Jakob Fugger, geboren in Augsburg am 18. Oktober 1567, dem späteren Bischof dieser ausgedehnten Diözese. Weil er, wie alle Bischöfe seit der Reformation, in Meersburg seinen Regierungssitz hatte, konnte er dieser Stadt namhafte Stiftungen vermachen. Aber zweihundert Jahre verblieb das Heim am Hindenberg im Besitze der Konstanzer Fürstbischöfe, bis die allgemeine Verstaatlichung jeder geistlichen Herrschaft ein Ende setzte. Als die Tochter von Rüschaus das Gut kaufte, war es Eigentum der Meersburger Priesterhausverwaltung, die sich als Verkäuferin unterschrieb: der Preis war siebenhundert Gulden.

Beim Gitter wandte ich mich nochmals zurück, um mir das Bild fest einzuprägen. Dann galt es die nämliche Straße weiterzuwandern, um den Gottesacker zu finden mit Annettens Grab. Es führen Stationszeichen hinaus, und jetzt im Spätherbst war es erquicklich, wie die wilde Rebe, die jedes Bildstöcklein reichlich umrankt, in den verschiedenen Übergängen von Rot und Lila und Braungold sich malte. In einer kleinen Viertelstunde erreicht man die Stätte. Eine hohe Trauerweide erhebt sich an der ersten Ecke und senkt ihr Geäst über die Einfriedungsmauer. Sie steht da wie zum Ausdruck der Klage einer ganzen Nation, die hier ihre gefeiertste Dichterin begraben. Man wandert durch das Tor und wendet sich zur Linken, wo eine Gruftkapelle die Ecke ausfüllt. Der Platz davor mit seinen Gräbern ist durch ein Eisengitter eingezäunt. Im Kapellchen selbst ruht unter der Bodenplatte der Freiherr von Laßberg. Vor dem Heiligthum zeigen sich zu beiden Seiten je vier Gräber mit ihren Denksteinen. Der erste Grabstein zur Linken enthält die Inschrift: Hier ruht Anna Elisabeth von Drost-Hülshoff, geboren 10. Jänner 1797, gestorben 24. Mai 1848. Ehre sei Gott! Das Denkmal ist Sandstein, die Goldinschrift ist etwas verblichen, von der rückwärtigen Mauer fällt jetzt die rote Jungfernebe wie ein Trauerteppich herab, der Totenhügel ist mit Immergrün überwachsen, ein Rosenstrauch trägt eine letzte Blüte. Man hat den Eindruck, als läße hier ein Familienkreis beisammen: die germanische Sappho hätte zur Seite ihren Lehnstuhl und läße der Gesellschaft vor. Der alte Freiherr, ganz auf die Studien des Mittelalters ver-



schworen, rümpft mitunter ein wenig die Stirn; doch kann er nicht umhin, staunend den Blick zu erheben und zu bekennen, daß hier ein bedeutender Geist sich offenbart.

Die landschaftliche Umrahmung könnte nicht passender sein. Der Blick auf den Sattelturm der Kirche, die Zinnen der Burg, das Stufentor, die alten Siebel in der Tiefe und in der Ferne weithin der blaue See, das ist die deutsche Landschaft, wie sie nicht besser sich kundgeben mag.

Auf dem Rückweg kam ich wieder am Tustulum der nordländischen Prophetin vorüber und dachte daran, wie Levin Schücking sie mit seiner jungen Gattin Luise von Gall im Mai 1844 in Meersburg besuchten. Wo Levin in seinen Denkwürdigkeiten von diesem letzten Zusammensein berichtet, sagt er: „Und so lasse ich die romantische Meersburg, die edeln Gestalten, die in meiner Erinnerung sie beleben, die Gedankenwelt, mit der sie mich erfüllt, sowie die über sich selbst nicht ganz klaren Empfindungen, womit ich dort in das große und leuchtende Auge der besten Freundin, die ich im Leben gefunden habe, geblickt, wie eine Fata Morgana in den Spiegel des Bodensees versinken. Wenn wir, wie so oft, hart am Rande des Wassers entlangschritten, darauf er-

Meersburg



picht, ihm Muscheln und hübsche Schneckengebilde zu entrafen, kamen die Wellen, die bis an unsere Füße spülten, und strudelten in die Fußtapfen hinein, die der schmale kleine Schuh des westfälischen Edelräuleins in dem weichen Sande zurückließ. Das konnte für sie nichts Sinnbildliches haben, denn die Wogen der Zeit können die Spur von ihren Erdentagen nicht fortspülen und auslöschen, aber die steilen und harten Alpenwände, die jenseits der weiten Wasserfläche im Süd und im West sich aufstürzten, hatten nur zu viel Gleichnisartiges für den Pfad durchs Leben, den ich von diesem Zeitpunkt an weiter wandern sollte“<sup>11</sup>.

Die Freunde schieden für immer. In ihrem Turmzimmer saß hierauf, das Lockenhaupt tief gesenkt, die Sibylle von Meersburg und schrieb das Gedicht „Lebt wohl!“.

#### Lebt wohl!

Lebt wohl, es kann nicht anders sein,  
Spannt flatternd eure Segel aus,  
Laßt mich in meinem Schloß allein,  
Im äßen, geisterhaften Haus.  
Lebt wohl, und nehmt mein Herz mit euch  
Und meinen letzten Sonnenstrahl:  
Er scheide, scheide nur sogleich,  
Denn scheiden muß er doch einmal. —

Wie das Abendschiff an Meersburg anlegte, war der Tag beinahe gesunken. Im Westen lag tief das letzte Gold: die Wellenkämme auf dem Wasserpiegel hoben und senkten sich mit roten Säumen. Noch einmal prägte ich mir das Stadtbild ein. Der Bergfried ragte hoch, der Turm hob seinen Scheitel in den grünlichen Himmel und die Treppengiebel der Unterstadt schmiegleten sich an die königlichen Bauten des Hintergrundes. Allein die Hügel weithin prangten in den Herbsttönen, und es war einem, als ob die Landschaft noch einmal zu blühen anhöbe und dabei ihren üppigsten Farbenschmuck ausgöffe, und dies alles, um eine Gruft zu umkränzen, worin wir so viel Güte begraben, so viel unbeantwortete und doch so unerschöpfliche, überirdische kostbare Liebe.

<sup>1</sup> Dr. Othmar Scheiwiler, Annette von Droste-Hülshoff in der Schweiz. Benziger, Einsiedeln, 1926, S. 67. Aus diesem Werk sind hier die geschichtlichen Daten geschöpft.

<sup>2</sup> Ebenda S. 51.

<sup>3</sup> Hans Amelung, Droste-Hülshoff, Briefe, Gedichte, Erzählungen, Wilhelm Langewiesche-Brandt, Ebenhausen bei München 1923, S. 79.

<sup>4</sup> Muschler, Briefe von Annette Droste-Hülshoff und Levin Schücking, Leipzig, Fr. Wilh. Runow, 1928, S. XXIX.

<sup>5</sup> Levin Schücking, Lebenserinnerungen, Breslau, Schottländer, 1886, 1. B. S. 146.

<sup>6</sup> Muschler, Briefe S. 24 ff.

<sup>7</sup> Ebenda S. 50.

<sup>8</sup> Scheiwiler, S. 87.

<sup>9</sup> Scheiwiler, S. 143.

<sup>10</sup> Scheiwiler, S. 256.

<sup>11</sup> Lebenserinnerungen, Breslau, Schottländer 1886, 1. Band, S. 185.